

TITANIAS TÖCHTER



MARY STORMHOUSE

Titanias Töchter

Von Mary Stormhouse

Zu diesem Buch:

Amabels Leben steht Kopf! Statt weiter mit ihrer besten Freundin Unterricht zu schwänzen und über Jungs zu reden, muss sie Hals über Kopf auf eine Privatschule in Spanien wechseln.

Schnell erkennt sie, dass die Schule ein Geheimnis umgibt: Feen, Magie und der Schatten ihrer totgeglaubten Mutter sind hier allgegenwärtig. Denn bei ihr handelt es sich um Titania, die Königin aller Feen. Fortan gilt es für Amabel und ihre neuen Schwestern, ihre magischen Fähigkeiten zu entdecken und das Erbe ihrer Mutter anzutreten.

Titantias Töchter ist die erste Geschichte aus der *Verborgenen Welt*. Jedes Buch der Reihe funktioniert als abgeschlossenes Abenteuer.

Über die Autorin:

Mary Stormhouse schreibt, podcastet, larpt und lebt zwischen Feenstaub und Sternenschiffen.

stormhouse.de

Instagram, Twitter @marystormhouse

TITANIAS TÖCHTER

Von Mary Stormhouse

:

© 2022 Mary Stormhouse – alle Rechte vorbehalten.
Fakriro GbR Impressumsservice
Bodenfeldstr. 9
91438 Windsheim
Lektorat: Cao Krawallo
Cover: Juliet May
Buchsatz: Mary Stormhouse

Für Ava
Und alle jungen Mädchen.
Ihr habt die Freiheit zu wählen,
wer ihr sein wollt.



1. Der mysteriöse Fremde

Ausgerechnet Mehtap Quince!

Entsetzt sah Amabel in das wutschnaubende Gesicht der Stufenschönheit.

„Pass doch auf, wo du hintrittst!“, fauchte die.

Hätte Amabel nicht mit jemand anderem zusammenstoßen können, als sie um die Ecke zum Chemieflur einbog? Sie verfluchte ihr Pech, das sie zuverlässig begleitete.

Wie immer war die selbsternannte Stufenkönigin perfekt gestylt. Nicht ein Haar, das aus ihrem brünetten Pferdeschwanz ausbrach. Amabel hatte keine Ahnung, wie sie das anstellte. Wenn sie selbst ihre Mähne zusammenband, fusselten nach Sekunden überall ihre hellblonden Löckchen wieder raus. Mehtap sah hingegen genauso aus, wie sie sich den Followern auf Tiktok präsentierte. Nicht, dass Amabel diese App auf ihrem Handy hatte. Aber so lautete die Meinung auf den Schulfluren, wo schwärmende Verehrerinnen Mehtaps Styling-Tipps anpriesen. Kein Wunder. Die feinen Perl-Ohringe passten hervorragend zur flügelärmlichen Bluse, die wiederum genau auf die beigefarbene Dreiviertelhose abgestimmt war. Die Nike-Turnschuhe mit Goldakzenten stellten eher ein modisches als ein sportliches Statement dar. Vermutlich entsprang das gesamte Ensemble der Empfehlung einer

Beautyblogger-Ikone, deren Namen Amabel nie gehört hatte.

„Sieh dir an, was du angerichtet hast!“, zeterte Mehtap weiter und gehorsam betrachtete Amabel den leeren Becher ihrer Stufenkameradin. Da erst begriff sie, dass die feuchten gelben Flecken auf Mehtaps Bluse keinen Bestandteil ihres Auftritts bildeten.

„Uh, sorry“, brachte Amabel hervor und spürte zu ihrem Entsetzen, dass sie rot anlief.

Sie wünschte sich, wie so oft, in solchen Momenten cool zu bleiben. Oder dass ihr schlagfertig eine lässige Antwort über die Lippen kam. Aber die würde ihr frühestens heute Abend im Bett einfallen, nachdem sie diese Begegnung hundertmal hin- und hergewälzt hatte. Auch jetzt rannte ihr Gehirn nur panisch von links nach rechts und sie hoffte nicht nur, im Boden zu versinken. Nein, am liebsten wäre sie direkt in eine neue Identität gesprungen, weit entfernt von hier. Dummerweise war die Situation noch nicht überstanden, wie sie am Blick ihrer Gegenüber erkannte. „Das Shirt ist von Unworthy, dem angesagten Berliner Label.“ Mehtap sah abschätzend an Amabel herunter und verzog dabei ihre Lippen zu einem abwertenden Lächeln. „Davon hast du natürlich keine Ahnung. Welchen Discounter trägst du heute?“ Pia und Mareike, ihre unverzichtbaren Reallife-Follower, kicherten hämisch.

Amabels Gesicht glühte mittlerweile und mögliche Dialogoptionen kollidierten ergebnislos in ihrem Kopf. Vor allem, weil sie wirklich Klamotten vom Discounter trug. Die schlabbrig sitzende Jeans stammte ebenso wie die türkisfarbenen Turnschuhe vom Wühltisch. Da würde ihr auch der Umstand, dass immerhin zertifizierte Bio-Baumwolle verarbeitet war, nicht helfen. Nur das schwarze T-Shirt mit dem goldenen Drachen und der Spitze an den Schultern hatte sie sich von ihrem selbst verdienten Geld

gekauft. Das gehörte aber auch eher in die Kategorie Nerd-Chic als Selfie-Potential.

Da die Blicke von Mehtap und ihren Freundinnen sie immer noch durchbohrten, raffte Amabel sich zu einer weiteren Antwort auf.

„Hey, ich hab mich entschuldigt“, murmelte sie. Gedanklich verpasste sie sich einen Schlag gegen den Hinterkopf. Wie erbärmlich verhielt sie sich?

Mehtap lächelte zuckersüß. „Das reicht nicht. Dafür schuldest du mir was.“ Sie zückte ihr Smartphone und bevor Amabel sich wehren konnte, hatte Mehtap sich an sie gedrückt und strahlte in die Kamera. Beifall heischend präsentierte sie das geschossene Selfie.

Wie erwartet fing es Amabel höchst unvorteilhaft ein. Selbst mit Vorwarnung sah sie auf den wenigsten Bildern fotogen aus. Ihre schulterlangen Haare wirkten gleichzeitig platt und zerzaust. Neben Mehtaps ebenmäßigen Teint leuchtete ihre Haut wie eine Ampel auf Ecstasy. Und statt eines zauberhaften Lächelns brachte sie bloß ein gequältes Grinsen zustande. Nur ihre gelbgrünen Augen standen denen von Mehtap in nichts nach. Seltsam. Amabel war vorher nie aufgefallen, dass die andere die gleiche seltene Augenfarbe besaß.

„Hier mein Text: Unterwegs im Ehrenamt. Heute gebe ich den Minderprivilegierten Stylingtipps. Und Klamotten der letzten Saison.“

Lächelnd tippte Mehtap auf „Posten“, dann wühlte sie in ihrer riesigen Handtasche, die für den Schulalltag eher ungeeignet zu sein schien. Triumphierend zog sie ein knitterfreies Top zwischen ihren Mathebüchern hervor und warf es Amabel an den Kopf.

„Hier, kannst du haben. Soll keiner sagen, dass ich Fakes poste.“

Irritiert zog sich Amabel das übertrieben nach Vanille riechende, lavendelfarbene Top aus dem Gesicht.

„Ich brauche deine Almosen nicht! Ich bin ja nicht nackt“, protestierte sie zaghaft.

„Das würde auch keiner sehen wollen“, entgegnete Mehtap.

„Nur weil dein Vater Regisseur ist, brauchst du dich nicht so aufzuführen. Du hast eine Entschuldigung bekommen und das Shirt kann man waschen. Musst du noch nicht einmal selbst tun, das macht ja eure Haushälterin. Kauf dir von Papis Geld lieber ein paar Manieren.“

Amabel wünschte sich, sie hätte diese Worte gesagt. Aber sie kamen von einem Jungen, den sie nie zuvor gesehen hatte. Unbemerkt war er an ihre Seite getreten und sie starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

Er überragte sie nur um wenige Zentimeter, erschien ihr aber viel größer. Sein fein geschnittenes Gesicht offenbarte eine asiatische Herkunft, seine hellblauen Augen verrieten dazu einen eindeutig europäischen Einschlag. Ihn nur gutaussehend zu nennen, hätte ihm Unrecht getan.

Selbst Mehtap blieb stumm und alle Mädchen folgten der Hand des Fremden, als er sich durch seine halblangen, pastellgrauen Strähnen fuhr. Amabel erwartete halb ein Kamera-Team, das hier einen Spot für Haar-Gel drehte. Doch ohne ein weiteres Wort zu verlieren, wendete der Fremde ihnen den Rücken zu.

Die vier Mädchen starrten ihm nach.

Er bewegte sich leichtfüßig in seiner schwarzen Leinenhose mit weißem T-Shirt, ja, er tänzelte mehr, als dass er ging.

Obwohl nicht muskulös, wirkte er doch durchtrainiert. Wie eine Katze, fuhr es Amabel durch den Kopf. Er verschwand hinter der Ecke, um die sie zuvor gekommen war. Die Schülerinnen guckten sich perplex an.

„Kennst du den?“, fragte Mehtap Amabel und schien vergessen zu haben, dass sie sich nicht ausstehen konnten. „Der war ja mal echt heiß.“ Amabel starrte weiter zu der Stelle, wo der Fremde verschwunden war, und schüttelte den Kopf.

Mehtap und ihre Freundinnen gingen in Richtung des Chemie-Grundkurses. Amabel folgte ihnen wenige Sekunden später nachdenklich.

Der Tag zog sich unerträglich in die Länge. Amabel saß im Unterricht und hing ihren Gedanken nach. Ihre Sitznachbarin kritzelte eifrig die Details des Versuchsaufbaus mit, der Amabel weit weniger interessierte als der junge Mann von vorhin. Sein Aussehen hatte offenbar ausgereicht, um Mehtap den verschütteten Orangensaft vergessen zu lassen. Wer war er und warum hatte er sich für Amabel eingesetzt?

Sie sah aus dem Fenster und auf den Kirschbaum im Schulhof. Jetzt, kurz vor den Sommerferien, hingen die Äste übervoll mit Kirschen. Man konnte meinen, der Baum wäre komplett in blutroter Farbe gestrichen worden. Zumindest die Äste in den oberen Bereichen, die nicht bereits geplündert waren.

Amabel erinnerte sich an einen Anime, den sie gesehen hatte. Eigentlich fand sie den Film zu langweilig. Aber die Geschichte erzählte einfühlsam und in wundervollen Zeichnungen von einem jungen Liebespaar. Die Metapher, in der die Liebe mit den Zentimetern, die ein Kirschbaum in einem Jahr wuchs, gleichgesetzt wurde, hatte Amabel berührt. Trotz fehlender Handlung. Sie mochte Kirschblüten. Leider waren die fort, wenn die Früchte an den Ästen hingen, die Blütezeit und der Frühling vorbei. Der Baum im Schulhof blühte schon lange nicht mehr. Oder doch? Für einen Moment meinte Amabel, ihn wieder in voller Blüte

stehen zu sehen. Wahrscheinlich lag es an dem schlecht riechenden Experiment, das Herr Blume vorn durchführte. Oder an den hämmernden Kopfschmerzen, die ihr seit einer Weile zusetzten. Sie kramte möglichst unauffällig in ihrem Rucksack und schob sich eine Ibuprofen in den Mund, die sie mit einem Schluck Wasser hinunterspülte.

„Frau Weber, da sie dem Versuch bereits die ganze Zeit mit großer Aufmerksamkeit folgen, sollte es für sie kein Problem darstellen, uns die nächste Phase zu demonstrieren.“

Amabel zuckte zusammen und stand dann seufzend auf, um die Treppenstufen zum Versuchstisch hinunterzugehen. Das war ganz eindeutig ihr Tag.

„Weißt du, du solltest nicht ganz so viel träumen. Dann wärst du nicht so oft Zielscheibe vom Blume, der Eckhardt oder so Zicken wie Mehtap“, riet Lena.

Sie war diejenige in der Stufe, die Amabel am ehesten als Freundin bezeichnet hätte. Hauptsächlich verband sie, dass sie im Klassenabseits standen.

Lena lutschte nochmal an ihrem Kirschkern und spuckte ihn dann in hohem Bogen Richtung Mülleimer, um ihn triumphal zu verfehlen.

Sie saß mit Amabel auf dem Zaun vor dem Kirschbaum und gemeinsam hatten sie das Läuten zur letzten Stunde bewusst überhört.

„Ich träume nun mal gern.“ Amabel spuckte ihren Kirschkern ebenfalls vage in Richtung Mülleimer und steckte sich eine neue Kirsche in den Mund. Kerne und zertretene Früchte, die vom Baum gefallen waren, sprenkelten den Boden vor ihnen. „Außerdem ist Chemie fast so öde wie Mathe. Und ich werde eh mal Redakteur. Oder Werbetexter wie mein Vater. Was brauche ich da Zahlen und Chemie?“

Lena zog genüsslich eine weitere Kirsche vom Stängel. „Vielleicht berichtest du mal über einen Unfall bei Bayer oder machst Werbung für ein Statistikbüro. Da hilft dir das bestimmt“, nuschelte sie an dem Kirschkern vorbei.

Amabel kicherte. „Ich dachte ja eher, dass ich über Politik schreibe und für NGOs Werbung mache.“

„Für so uneigennützig Organisationen wie dein Alter? Sorry, ist das nicht der Grund, warum ihr keine Kohle habt?“

Amabel biss die Lippen zusammen und Lena wechselte schnell das Thema. „Erzähl lieber nochmal von dem Typen.“

Amabel grinste. „Der sah aus wie aus einer der Schmonzetten, die Mehtaps Vater dreht. Nur hat er sich neben mich gestellt, nicht neben sie.“

„Das hat unserer angehenden Schauspiellegende bestimmt nicht gepasst.“ Lena gab sich keine Mühe, ihre Schadenfreude zu verbergen.

Der gesamten Schule war bekannt, dass Hamza Quince seiner Tochter in einigen Filmen kleine Rollen verschafft hatte und Mehtap außerdem Schauspielunterricht nahm. Der beginnende Erfolg trug nicht unbedingt zu ihrer Bescheidenheit bei.

„Wie war er sonst?“, löcherte Lena weiter.

„Roch gut. Irgendwie nach Wald. Und gleichzeitig nach Salzwasser.“

Lena kicherte. „Mir würde ja schon reichen, wenn ein Typ bei der Hitze nicht nach Pumakäfig riecht.“

Nachdenklich sah Amabel einem vorbeiflatternden Schmetterling hinterher. „Irgendwie war das total seltsam. Kommt, sagt was, verschwindet. Wirklich wie im Kino.“

Lena stieß ihre Freundin an. „Du übertreibst. Du findest bloß unglaublich, dass er dich angesprochen hat.“ Sie zwinkerte. „Wenn Jan Ingermann sich für mich einsetzen würde, wäre das auch filmreif.“ Ihr Gesicht nahm einen verträumten Ausdruck an.

Jan Ingermann war der meistumschwärmte Junge der Schule und ein arroganter Schnösel. Beide Mädchen kicherten bei dem Gedanken. Zu dem Schmetterling gesellte sich ein zweiter und gemeinsam erweckten sie den Eindruck, als würden sie tanzen. Einen Moment sah Amabel ihnen zu, dann fasste sie sich an die Stirn.

„Wieder deine Kopfschmerzen?“

Amabel nickte. Lena kannte sie seit der Grundschule und wusste, dass sie hin und wieder von heftigen Schmerzen verfolgt wurde. In den letzten Wochen verschlimmerte es sich, ohne dass ihr Hausarzt eine Vermutung hatte, woran es lag. Er schob es auf das Wetter.

„Erzähl mir nochmal von dem Typen, dann geht's dir bestimmt gleich ...“ Lena hielt inne und kniff die Augen zusammen.

„Hatte er graues Wuschelhaar und Klamotten wie aus einem Schwarz-Weiß-Schinken?“

„Hab ich dir doch vorhin schon erzählt.“

„Der steht vorn am Schultor und starrt herüber!“

Amabels Blick schwenkte an einem halben Dutzend Schmetterlingen vorbei zum Tor.

Tatsächlich! Da stand der Fremde, lässig ans Tor gelehnt, Jacke über die Schulter geworfen, und starrte sie an. Als sich ihre Blicke trafen, stieg Hitze in Amabels Wangen. Der Junge verzog seine Lippen zu einem spitzbübischen Lächeln. Er deutete einen ausladenden Diener an und bog dann um die Ecke, um sich vom Schulgelände zu entfernen.

„Hey, warte!“ Amabel griff ihren Rucksack und wollte ihm hinterhersprinten, doch Lena packte sie am Arm.

„Hältst du das für 'ne gute Idee?“

„Wie meinst du das?“

„Der Typ ist irgendwie creepy. Fast als würde er dich stalken. Und das ist nicht romantisch.“

Amabel hängte sich ihren Rucksack um und runzelte die Stirn.

„Ich glaube nicht, dass er gefährlich ist. Hat mir ja geholfen. Und wer so aussieht, muss doch niemanden stalken.“

Sie sah sich um. „Apropos creepy: Hast du schon mal so viele Schmetterlinge gesehen?“

Um sie herum flatterten nicht mehr nur einige wenige Schmetterlinge, sondern ein paar Dutzend. Kohlweißlinge, Zitronen- und Distelfalter, Admirale und sogar zwei Schwalbenschwänze. Die beiden Mädchen standen in einem Sturm aus wirbelnden Schmetterlingen. Lena wich einen Schritt zurück an den Zaun.

„Nein, habe ich nicht“, flüsterte sie.



2. Tanz im Feenkreis

Auf dem Nachhauseweg verdrängten Amabels Gedanken an die Häufung der Schmetterlinge die anderen Ereignisse des Tages. Handelte es sich um ein seltenes Wetterphänomen? Sie hatte nie derart viele auf einmal gesehen oder von so einem Ereignis gehört. Zumindest nicht außerhalb von botanischen Gärten. Und abgesehen vom Kirschbaum standen kaum Pflanzen auf ihrem Schulhof. Nicht genug, um Schmetterlinge in der Menge anzulocken. Außerdem hatte es sich um unterschiedliche Arten gehandelt, keinen sich sammelnden Schwarm wie bei den Monarchfaltern in Nordamerika, über die sie eine Dokumentation gesehen hatte. Aber es musste eine wissenschaftliche Erklärung für diese Ansammlung geben, auch wenn Amabel nicht darauf kam. Warum hatte sie kein Foto gemacht? Das hätte sie an ein Naturmagazin schicken können. Dumm, dass ihr solche Ideen immer erst hinterher einfielen.

Sie mochte Schmetterlinge. Wenn ihr Vater es erlauben würde, trüge sie längst ein Schmetterlingstattoo auf den Schulterblättern. Die einzige Möglichkeit, wie ihr Flügel wachsen konnten.

Die filigranen Insekten hatten es ihr angetan, weil sie die einzige Brücke zu ihrer toten Mutter waren. Nicht nur, dass Vater häufig davon erzählte, wie sehr Tina Weber sie geliebt hatte – um den Hals trug Amabel auch ein Schmetterlings-

Amulett, das schon ihre Mutter getragen hatte. Amabel hatte sie nie kennengelernt, da sie bei ihrer Geburt verstorben war. Damit nicht genug, von Tina Weber existierte kein einziges Foto. Ihr Vater Nicolas behauptete, die Kiste mit ihren Fotos sei bei einem der Umzüge in ihrer Kindheit verloren gegangen. Dabei bekam er nach jedem Wohnungswechsel Schnappatmung, wenn nur eines seiner geliebten Bücher nicht in der Kiste steckte, in der er es vermutete. Er katalogisierte jede Umzugskiste und bislang war immer alles wieder aufgetaucht. Amabels Leben dokumentierte er seit dem Säuglingsalter erstaunlich genau. Sie nahm an, ihr Vater hatte für jeden Lebensmonat von ihr ein gefülltes Album. Definitiv standen in seinem Arbeitszimmer über 25 Fotoalben und daneben diverse Festplatten mit Videos und Fotos.

Aber kein einziges zeigte ihre Mutter. Manchmal vermutete Amabel, ihr Vater hätte jedes Foto aus Trauer über seinen Verlust vernichtet. Und schämte sich jetzt dafür, weil er seiner Tochter nicht mehr zeigen konnte, wie ihre eigene Mutter ausgesehen hatte.

Natürlich erzählte er Amabel, dass sie ihr Ebenbild darstellte, mit ebenso gelbgrünen Augen. Ihr blondes Haar hatte Tina Weber fast hüftlang getragen, so dass es wie flüssiges Gold über ihre Schultern fiel.

Enttäuschenderweise verlor ihr Vater sich bei diesen Berichten so schnell in schmachtender Poesie, dass Amabel ihm schon lange keinen Glauben mehr schenkte. Im Kindergartenalter hatte sie das natürlich märchenhaft gefunden. Als wäre ihre tote Mutter eine verschwundene Prinzessin und würde - ganz wie im Märchen - schwupps, eines Tages wieder vor ihr stehen. Sie hatte lange gebraucht, um sich damit abzufinden, nicht nur keine Mutter zu haben, sondern noch nicht einmal ein Bild von ihr. Und

auch keine andere Frau in ihrem Leben, niemanden, der den Platz ihrer Mutter eingenommen hätte.

Denn leider hatte sich Vater keine neue Frau gesucht. Amabel würde sich für ihn freuen. Sie teilte es ihm zwar nicht mit, aber sie hätte gern eine Mutter in ihrem Leben, selbst wenn sie nicht ihre echte wäre. Klar, da gab es ihre Oma, nur war das etwas vollkommen anderes. Oma war Oma.

Nicht einmal Verwandte hatte ihre Mutter besessen, und ihr Vater hatte nur zwei durch Teilnahmslosigkeit glänzende Brüder. Der eine war ein hoffnungsloser Single, der andere mit einer laut kreischenden Mittvierzigerin dauerverlobt. Die brachte ihr ständig Duft-Pröbchen von der Arbeit mit, obwohl Amabel gar kein Parfüm benutzte.

So gab es niemanden, der ihre Mutter ersetzen konnte, von der ihr nur das verklärte Bild ihres Vaters und der silberne Schmetterlingsanhänger geblieben waren.

Den hatte Papa ihr widerstrebend zum zwölften Geburtstag geschenkt. Sie hatte ihm trotz seines aufgesetzten Lächelns deutlich angemerkt, dass es ihn innerlich zerriss, das einzige Erinnerungsstück an seine Frau zu verschenken. Obwohl die Beschenkte ihre gemeinsame Tochter war. Der Anhänger bildete aus feinen silbernen Verstrebnungen das Aderwerk zweier Schmetterlingsflügel nach. In der Mitte wurden sie durch einen zierlichen, aus Silber gegossenen Körper verbunden. Im linken Flügel saß ein blauer Stein, von dem Amabel gern glaubte, dass es ein echter Saphir war. Gedankenverloren griff sie in den Ausschnitt ihres T-Shirts, um den Anhänger zu greifen. Mittlerweile eine unbewusste Geste, die sie mehrmals am Tag ausführte. Nur um sicherzustellen, dass sich der Talisman an seinem Platz befand. Wenn sie ihn in der Hand hielt, wurde ihre Mutter ein Fünkchen realer und Amabel konnte sich vorstellen, wie sie an ihr Bett kam und ein Lied

sang. Oder sie auf dem Arm durch den Park trug und ihr die Schmetterlinge zeigte, die am Flieder ihren Hunger stillten. In diesen Fantasien lief ihre Mutter immer barfuß. Mit blassen Füßen und bloßen Zehen, die keinen Nagellack brauchten.

Ihre Gedanken wurden jäh unterbrochen, als sie gegen etwas Warmes und Weiches stieß. Es duftete nach Wald und Meer und bevor sie seine Stimme hörte, wusste sie, in wen sie da hineingelaufen war.

„Du musst echt weniger träumen.“

Amabel sah auf und in die tiefblauen Augen des fremden Jungen, der sie verschmitzt angrinste. Sofort sprang sie zurück, auch wenn sie es ein bisschen bedauerte, dadurch den Körperkontakt zu beenden. Woher wusste er von ihren Träumen?

„Oh, sorry!“ Verlegen umfasste Amabel den Anhänger an ihrer Brust fester. Ihr Herz raste. Was machte er hier?

„An deinem Wortschatz müsstest du auch ein bisschen arbeiten.“ Spöttisch zog der Junge eine Augenbraue hoch, fast so, wie Mister Spock es tat. Nur wirkte der dabei nicht so sexy.

Amabel presste die Lippen zusammen. Verdammt. Der kam sich genauso toll vor, wie er aussah. Immerhin brachte sie den Mut auf, ihm zu antworten, wofür sie sich selbst drei Sternchen verlieh.

„Hey, es war voll nett von dir, mir vorhin beizustehen. Echt. Aber ich hab dich nicht drum gebeten und das gibt dir nicht das Recht, auf mir rumzuhacken.“

Der Junge ließ sein Grinsen in ein sanftes, einnehmendes Lächeln übergehen und hob beschwichtigend die Hände. „Langsam, Amabel. Kein Grund, deinen Retter anzugreifen. Ist mir nur aufgefallen.“ Er zwinkerte. Amabels Lippen lockerten sich ebenfalls. Aber bevor sie ihre Mundwinkel nach oben zog, fiel ihr etwas ein, das Lena gesagt hatte.

„Woher kennst du eigentlich meinen Namen? Und woher weißt du, wer Mehtaps Vater ist? Du bist doch neu. Stalkst du uns? Und warum tauchst du am Ende des Schuljahres bei uns auf? Macht doch gar keinen Sinn!“

Der Junge lachte schallend und entblößte dabei ein Gebiss wie aus der Zahnpasta-Werbung. „Scheinbar kannst du ja doch in ganzen Sätzen reden. Und neugierig bist du auch. Genau wie ich.“ Er kam einen Schritt auf sie zu, um ihr ins Ohr zu flüstern: „Da sind wir uns wohl ähnlich.“

Amabel errötete, als er seinen Kopf so dicht an ihrem Gesicht vorbeizog, dass sie die Wärme seiner Haut fühlte. Dennoch ließ sie sich nicht aus der Fassung bringen und staunte über ihren eigenen Mut und die Festigkeit ihrer Stimme. „Das ist keine wirkliche Antwort.“

Statt ihr eine zu geben, streckte er ihr die Hand hin, die sie zögerlich ergriff, auch wenn Lenas Warnung in leuchtend roten Lettern in ihrem Kopf blinkte. Sein Händedruck war trotz seiner langen, schlanken Finger erstaunlich kräftig. „Robin Aerobat. Ich bin neu in Düsseldorf.“

„Amabel Weber. Aber das wusstest du ja bereits.“

Robin grinste schelmisch und strich sich die grauen Haare zurück, obwohl das nicht notwendig war. Amabel hatte nie verstanden, was Menschen daran fanden, sich die Haare wie alte Leute zu färben. Robin stand es verdammt gut und es unterstrich die Wirkung seines charismatisch-mysteriösen Auftritts. Er sah aus wie einem Anime entsprungen. Oder so einer Visual Novel fürs Handy. Entscheide dich jetzt, dachte Amabel. Date mit mysteriösem Typen oder Hausaufgaben machen. Allerdings hatte er sie gar nicht nach einer Verabredung gefragt, fiel ihr auf. Oder nach irgendetwas anderem. Vielleicht wusste er einfach schon alles über sie, was ihn interessierte?

Robin schlenderte betont langsam an ihr vorbei und drehte sich um, als ihr Blick ihm folgte.

„Vorschlag: Du stellst keine weitere Frage mehr und ich zeige dir den magischsten Ort in Düsseldorf.“ Entgeistert starrte sie ihn an. Entweder zog Robin eine echt merkwürdige Nummer mit ihr ab oder er las eindeutig zu viele Teenie-Romanzen. Was wollte er von ihr? Und warum zog sie es ernsthaft in Betracht? Das war definitiv idiotisch.

„Nun? Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit?“ Die Ungeduld in seiner Stimme entkräftete die Romantik des Moments ebenso wie ihre eigenen, zur Vorsicht mahnenden Gedankengänge. Doch Amabels Neugier hatte bereits gesiegt. Was konnte schon passieren? „Okay. Ich schicke meinem Paps nur schnell eine WhatsApp, dass ich etwas später komme.“

Kurz darauf saß Amabel hinter Robin auf einem eddy – die mietbaren Elektroroller, die man überall in Düsseldorf fand. Ein bisschen enttäuscht war sie, dass er kein weißes Ross aus dem nächsten Gebüsch hervorgezogen hatte. Irgendwie hätte sie es ihm zugetraut. Anstatt eines Zügels hatte er ihr einen der beiden Helme aus der Box unter dem Rücksitz in die Hand gedrückt.

Sie brausten am Rhein entlang und Amabel schlang ihre Arme fest um Robins Taille, um nicht herunterzufallen. Gleichzeitig versuchte sie, sich nicht an seinen Rücken zu schmiegen, obwohl sie das gern getan hätte. Zum Glück sorgten schon die Helme für ein bisschen Abstand zwischen ihnen.

Ihr Körper kribbelte auch ohne näheren Körperkontakt und ihr Herz raste. Klar, sie ging manchmal mit Jungen aus. Aber mit welchen, die sie aus der Schule oder durch Lena kannte. Noch nie mit jemandem, den sie gerade erst kennengelernt hatte und von dem sie nur den Namen wusste. Was ist das überhaupt für ein Nachname? Aerobat? Sie würde ihn später mal googeln. Vielleicht war er ausgedacht. Das flaue Gefühl

in Amabels Magen kam mit Sicherheit nicht nur von Schmetterlingen, sondern vor allem von ihrer Aufregung. Sie gehörte nicht zu den Mädchen, die mit gutaussehenden Fremden mal auf den Roller stiegen. Der vernünftige Teil von ihr schimpfte dafür mit ihr. Der weitaus Größere genoss derweil den Nervenkitzel. Sie spähte zur vorbeiziehenden Uferpromenade, die einen mediterranen Flair versprühte. Erst recht an Sommertagen wie diesem. Sie fuhren in den Düsseldorfer Norden, den Amabel nicht so gut kannte. Die Wohnung, in der sie mit ihrem Vater wohnte, lag in Wersten, dem südlicheren Teil der Stadt, wo sie sich das Wohnen leisten konnten.

Daher hatte sie keine genaue Vorstellung davon, wohin Robin fuhr, als er ohne zu zögern nach rechts in eine Nebenstraße einbog. Dafür, dass er neu in der Stadt war, kannte er sich gut aus. Sie hatte jedenfalls nicht bemerkt, dass er sich an Straßenschildern orientieren musste.

Erst beim Einbiegen auf einen Parkplatz mit übergroßen Reiterdenkmälern, wusste Amabel, wo sie sich befanden. Enttäuscht kletterte sie vom abseits geparkten Motorroller.

„Wir gehen in den Aquazoo? Da kann ich mir magischere Orte vorstellen.“ Beim Aquazoo handelte es sich um ein großes Aquarium, in das sich am Wochenende die Menschen drängten. Früher hatte sie es häufig mit ihrem Vater besucht.

Robin schmunzelte. „Ich mir auch. Deshalb gehen wir auch nicht in den Aquazoo. Komm.“ Er reichte ihr wieder die Hand und dieses Mal mit einer Selbstverständlichkeit, dass Amabel gar nicht anders konnte, als sie zu ergreifen. Sie ließ sich von ihm rechts am Gebäude vorbei auf einen Weg führen. Nach wenigen Schritten öffnete sich der Pfad zu einem Platz mit einem langgezogenen Wasserbecken, über das von beiden Seiten Fontänen sprangen. Es erstreckte sich bestimmt 150 Meter weit. Den Rand säumten Statuen,

wie aus dem alten Griechenland entführt wirkten. „Wow, ich wusste gar nicht, dass hier auch ein Park ist.“

Robin zog sie mit sich.

„Klar, das ist der Nordpark. Wurde gebaut, um eurem großen Führer zu gefallen. Deshalb die pompösen Statuen.“

Amabel stutzte. Dann ging ihr auf, dass er wohl Hitler meinte und dieser Park zu dessen Protz-Bauwerken gehörte, die sie im Geschichtsunterricht besprochen hatten.

Empört sah sie ihn an.

„Wieso eurem Führer? Ich habe mit dem bestimmt nichts zu tun. Und was ist mit dir? Du lebst ja wohl auch hier!“ Robin blieb stehen und legte ihr seinen Zeigefinger auf die Lippen. „Keine Fragen war der Deal.“ Er lächelte geheimnisvoll und zog sie weiter am Wasserbecken vorbei. „Du magst das ja beeindruckend finden, aber die wahre Magie dieses Ortes verbirgt sich im Kleinen.“ Sie stiegen ein paar Treppenstufen am anderen Ende des Beckens hoch und gelangten zu einem weiteren Platz mit einem runden Springbrunnen in der Mitte. Ein Stück zu ihrer Rechten spielten einige ältere Leute Boule vor einem weißen Gebäude. Am Brunnenrand posierten einige Teenager mit bunten Perücken und ausgefallenen Kostümen. Einer von ihnen sprang mit einer Kamera hin und her und feuerte zwei Mädchen an, ihre Körper in gekünstelte Posen zu werfen.

„Oh, was für Narren sind doch diese Sterblichen“, kicherte Robin.

Amabel starrte ihn verständnislos an.

„Das sind Cosplayer“, verteidigte sie. „Nur weil sie sich verkleiden, sind es noch lange keine Spinner. Das ist ein voll kreatives Hobby!“ Sie verschwieg, dass sie sich zum letzten Japantag selbst als Mikasa Ackermann aus dem Anime Attack on Titan verkleidet hatte.

Robin ließ ihre Hand los und deutete mit einer ausladenden Geste auf die Cosplayer.

„Ja, aber sie sind so bemüht, die Magie von Filmen und Comics einzufangen, dass sie die Magie des echten Lebens übersehen.“

Schnell griff er wieder ihre Hand.

„Aber deshalb sind wir nicht hier.“ Er zog sie hinter sich her in den Park hinein, zwischen Schatten spendenden Bäumen hindurch und an Rosen vorbei. Schließlich blieb er auf einem kleinen, kreisrunden Platz stehen, der an seinen Rändern von Beeten gefüllt mit verschiedensten Blumen umrahmt wurde. Aus jeder Himmelsrichtung führte ein Weg in die Mitte, so dass er wie das Zentrum des Parks wirkte. Es roch nach Sommer und die Blumendüfte mischten sich mit Robins Geruch, der Amabel magisch anzog. Um sie herum schwirrten wieder ungewöhnlich viele Schmetterlinge. Sie beobachtete die Insekten dabei, wie sie nicht nur um die Pflanzen, sondern auch um Robin und sie herumtanzten.

„Es gibt hier zwei Plätze dieser Art. Rund und mit Blumen bepflanzt. Aber das ist nicht das Einzige, was hier wächst.“ Er bückte sich, schob die Äste eines Fliederbusches beiseite und gab so den Blick auf ein paar Pilze frei. Sie wuchsen in einem genau gezogenen Kreis. Wie die gepflanzten Blumen rund um den Platz. Jeder Pilz war perfekt gewachsen, relativ groß, nicht so verschrumpelt, wie man sie gelegentlich am Wegesrand fand. Mit rotem Hut und weißen Punkten: Fliegenpilze wie aus dem Bilderbuch. So dicht beieinander, dass ihre Hüte sich beinahe berührten, 13 Stück von ihnen.

„Früher nannte man so etwas einen Feenring. Weil die Magie von solchen Orten die Feen anlockt und zum Tanzen bringt.“ Er deutete auf die Schmetterlinge. „Die sind auch empfänglich für Magie.“ Zweifelnd sah Amabel zwischen Robin und den flatternden Geschöpfen hin und her.

„Du veräppelst mich.“ Robin zog ein übertrieben empörtes Gesicht. Dann warf er sich in Pose und rezitierte:

„Wenn wir Schatten euch beleidigt, denkt nur dies - und wohl verteidigt sind wir dann. Ihr alle schier habet nur geschlummert hier und geschaut in Nachtgesichten eures eignes Hirnes Dichten.“

Er vollführte aus dem Stand einen Salto, verbeugte sich vor Amabel und hielt ihr erneut die Hand hin. „Oder anders ausgedrückt: Ich will dich nicht veräppeln und wenn du nicht glaubst, was du siehst, träumst du vielleicht nur. Und dann kannst du genauso gut mit mir tanzen.“ Amabel sah verwirrt zu Robin und zu den Parkbesuchern, die desinteressiert an ihnen vorbeigingen. Was für ein irrer Typ! Der hatte auf jeden Fall eine gehörige Meise. Und sie auch, wenn sie nicht augenblicklich die Flucht ergriff.

Aber sie konnte nicht leugnen, dass er sie magisch - Haha! - anzog. Oder dass die Schmetterlinge sich heute sehr komisch aufführten. Ihr Herz schlug bis zum Hals, als sie in seinen Augen versank. Sie vertraute ihm, ohne das erklären zu können. Und sie wünschte sich, ihm nah zu sein. Als würde ein Teil von ihr ihn schon ewig kennen. Was hatte sie zu verlieren, wenn sie ihrem Gefühl nachgab?

Zögernd ergriff sie seine Hand und bevor sie sich wehren konnte, wirbelte er sie herum. Ohne abzuwarten begann er, sie in einen seltsamen Tanz zu ziehen, der nichts ähnelte, was sie je gesehen hatte. Merkwürdigerweise konnte sie seinen Bewegungen folgen, obwohl sie sonst meist zwei linke Füße hatte. Mal schmiegte sie sich an ihn, mal kreiste sie an seiner ausgestreckten Hand. Gemeinsam tänzelten sie über den Platz und ihre Bewegungen verschmolzen immer mehr zu einer Einheit. Die Welt um sie herum versank im Duft von Blumen, Salzwasser und fernen Wäldern, den Schmetterlingen, die Teil des Paares wurden und im Klang einer Melodie, die von weit entfernt zu kommen schien. Im Rhythmus dieser Musik tanzten sie in wortloser Harmonie. Aus den Augenwinkeln glaubte Amabel,

vergangene, ferne Orte zu sehen wie Erinnerungen an einen vergessenen Traum. Ein Traum, in dem Schmetterlinge ihrem Tanz folgten, als zöge das Paar sie an. Und eine unbekannte Sehnsucht erfüllte sie, die sie nie zuvor gefühlt hatte. Nicht nur nach ihm, auch nach etwas Fernem, einem Feuer, das sie nicht greifen konnte.

Amabel konnte nicht sagen, wie viel Zeit vergangen war. Eine Minute oder eine Ewigkeit? Dann verklang die Melodie in ihrem Kopf und ihre Bewegungen verlangsamten sich. Schließlich endete ihr Tanz in einer Verbeugung voreinander und als sie im nächsten Moment aufschaute, war Robin verschwunden. Natürlich hatte er sich nicht in Luft aufgelöst. Das machten Menschen nicht.

Amabel hatte nach seinem Abschiedsnicken nur kurz geträumt. Jedenfalls stand sie allein auf dem Platz und fragte sich, ob dieser Ort wirklich für einen Moment von Magie erfüllt gewesen war. Wenn ja, war sie zusammen mit den Schmetterlingen und der hellen Nachmittagssonne verfliegen. Nachdenklich trottete Amabel zur nächsten Haltestelle und fuhr mit der Straßenbahn nach Hause.



3. Auf den Kopf gestellt

Gut gelaunt schloss Amabel die Tür zu der kleinen Wohnung auf, in der sie mit ihrem Vater lebte, und hängte ihren Schlüssel an das billige Schlüsselbrett. Sie waren hergezogen, nachdem Nicolas Weber seine Stelle bei einer großen Werbeagentur gekündigt und beschlossen hatte, nur noch für „gute“ Unternehmen zu arbeiten. Leider konnten Firmen, die keine Gewinnmaximierung zum Ziel hatten, es sich nicht leisten, einem Werbetexter viel zu zahlen. Daher trennten sie sich von ihrer großzügigen Wohnung in Pempelfort und zogen nach Wersten. Im Austausch für den Luxus hatte ihr Vater jetzt mehr Zeit und bessere Laune. Und sie besaßen immer noch jeder ein eigenes Zimmer, eine Wohnküche und die Bibliothek. Den Begriff „Bibliothek“ nutzten sie halb im Scherz für den kleinen Raum, in dem sie ihre Bücher stapelten. Die mannshohen, meist einsturzgefährdeten Stapel waren gelegentlich nach Genre sortiert. Doch in der Regel türmten sich die Bücher wild durcheinander in der Reihenfolge, in der sie von Flohmärkten oder aus anderen Quellen ihren Weg zu den Webers fanden. Natürlich hätten sie sich ordentliche Regale anschaffen können. Und Amabel würde ihre Lieblingsbücher gerne schön dekorieren und ihnen Schreine bauen, wie sie es auf Instagram gesehen hatte. Aber die Realität sah nun einmal so aus, dass sie Bücher in Mengen lasen,

umsortierten und wegräumten, ohne nachzudenken. Und denen sich so schnell aufschichtenden Bücherbergen war kein Regal gewachsen, also hatten sie einen Raum mit zwei Lesesesseln, einem Tisch für die Kaffeetassen und Unmengen von Büchern.

Die Bibliothek war der erste Raum rechts neben der Eingangstür und es geschah häufig, dass durch einen umgefallenen Turm Bücher im Flur landeten. Was nicht häufig im Flur landete, war die Bücherflut, die Amabel jetzt erwartete. Sie schob die Tür und einige Bücher zur Seite und watete durch einen wahren Bücherstrom. Ihr erster Blick galt der Bibliothek. Hier stand kein Buch mehr auf dem anderen und man konnte das erste Mal seit Jahren die veralteten Kinopлакate an den Wänden vollständig sehen.

Ein ungutes Gefühl beschlich Amabel. Es sah aus, als hätte ihr Vater das Chaos veranstaltet. Wahrscheinlich auf der Suche nach einem seiner „Beruhigungsbücher“, die er immer las, wenn es ihm schlecht ging. Sie hatte dieses Verhalten lange nicht mehr beobachtet, aber als er noch in der großen Agentur gearbeitet hatte, war das häufig vorgekommen.

„Papa?“ Das Rascheln eines Lesezeichens und das Schnäuzen in ein Taschentuch antworteten ihr. Hastig legte Amabel die verbleibenden Meter zur Wohnküche zurück und wäre dabei fast über eine Anschwemmung skandinavischer Krimis gefallen. Im letzten Moment wich sie auch den Chroniken von Narnia aus, die die bedrohlich schwankende Spitze eines einsturzgefährdeten Stapels bildeten, und stand dann in dem Raum, der ihr Lebensmittelpunkt war. Im vorderen Bereich befand sich die Fernsehecke mit einer gemütlich gealterten Couchgarnitur, dahinter die Küchenecke mit einem runden Esstisch, der immer ein bisschen den Weg zur Balkontür versperrte. An diesem Tisch saß ihr Papa. Auf der Tischplatte und zu seinen Füßen lagen

zerknüllte Taschentücher. Vor ihm, nun zugeklappt, die „13 1/2 Leben des Käpt'n Blaubär“ von Walter Moers. Amabel zog ihren Vater stets damit auf, dass alle seiner „Beruhigungsbücher“ Kinderbücher waren. Aber jetzt blieb ihr jeder Kommentar im Hals stecken, denn ihr Vater hatte geweint. Er hatte rot verquollene Augen hinter seinen breiten Brillengläsern, so rot, dass sich die graue Iris kaum absetzte. Sein langsam lichter werdendes, braunes Haar ragte zerzaust in seine Stirn und wirkte, als wäre er gerade erst aufgestanden. In seinem sorgfältig gepflegten Vollbart glänzten einige verräterische Tropfen. Ihr Vater weinte sonst nie. Nicht, als er die ersten Monate nach seiner Kündigung keine Aufträge bekam und auch nicht, als sein eigener Vater starb. Nicht, als er sich mit seinem besten Freund für immer zerstritt und noch nicht einmal, als sein Lieblingsbuch Opfer eines Wasserschadens wurde.

„Was ist los, Papa?“

Langsam sah er vom geschlossenen Buch auf und vermied bis zum letzten Moment, seine Tochter anzuschauen. Vielleicht in der Hoffnung, der Einband würde ihm doch noch die Lösung zu einem ihr unbekanntem Dilemma eingeben.

Ihr Vater war ein attraktiver Mann Mitte fünfzig. Schlank und sportlich, und die Falten in seinem Gesicht verrieten nicht sein Alter, sondern, dass er viel lachte. Jetzt entdeckte sie kein Lachen in seinen Zügen. Stattdessen schaute er sie mit einem ernsten Ausdruck an, den sie nicht deuten konnte.

Er holte tief Luft, bevor er sagte:

„Deine Mutter will dich zu sich holen.“

Stille. Amabel stand da wie vom Donner gerührt. Der Rucksackträger entglitt langsam ihrem Griff. Es war ihr nicht möglich, ihre Finger zu bewegen, alles in und an ihr fühlte sich von einer Sekunde zur anderen taub an. Mit einem

lauten Rumms fiel der Rucksack zu Boden. Hatte ihr Vater wirklich gesagt, was sie gehört hatte? Das konnte nicht sein.

„Meine Mutter ist tot“, betonte sie und starrte ihn an. Ihre Mutter war tot. Auf dieser Tatsache beruhte ihr gesamtes Leben: Fast alles, was sie tat und sich ereignete, war aus dieser Wahrheit geboren oder von ihr beeinflusst. Andere Kinder kamen nicht gern zu ihrem Kindergeburtstag, weil dort keine Mutter für ein Programm sorgte, und ihr Vater vergaß, Einladungen zu verschicken. Das Tuscheln anderer Kinder über die Halbweise. Der Schmerz, wenn sie bei Freundinnen spielte, deren Leben zwei Elternteile einschloss. Das Wissen, dass ihr etwas fehlte, das andere besaßen und für sie unwiederbringlich verloren war. Niemand, der sie bei der Hand genommen hatte, als sie ihre erste Periode bekam, einen BH brauchte oder sich die Beine rasieren wollte. Ihr stummer Vorwurf, dass ihr Vater nie versucht hatte, eine andere Frau in ihr Leben zu lassen, gepaart mit dem schlechten Gewissen, dass sie überhaupt etwas vermisste, wo er doch alles für sie tat. Ihre. Mutter. War. Tot.

Ihr Vater schüttelte den Kopf.

„Nein, ist sie nicht. Sie lebt.“ Ihm war anzusehen, wie viel Überwindung er aufbringen musste, diese Worte auszusprechen.

Amabel hielt sich mit beiden Händen den Kopf. Das konnte nicht sein. Seine Worte stachen in ihr Weltbild und rissen es auseinander, bis nichts, was sie geglaubt hatte, mehr dort war, wo es hingehörte. Ihre Kopfschmerzen wuchsen zu einem stechenden Crescendo und sie fürchtete, ihr Schädel würde zerplatzen. Der Schmerz, die Enttäuschung über diesen Verrat - Ja, das war Verrat, ihr Vater hatte sie verraten! - schwoll in ihr an, bis es in ihr keinen Platz mehr gab und sie schrie, wie sie noch nie zuvor geschrien hatte.

„Sie ist tot! Du hast mir gesagt, meine Mutter sei tot! Sie ist bei meiner Geburt gestorben!“ Ihre Stimme klang selbst